SCHMUCKSTÜCKE

DIE SACHEN MIT DEN TROPHÄEN I

Für viele von uns scheinen die Trophäen mancher heimischer, aber auch vieler exotischer Wildarten im Zentrum der Interessen zu stehen. Verstärkt wird dieses Begehren durch die Bewertung von Geweihen und Gehörnen seit etwas mehr als hundert Jahren. Das war in früheren Zeiten ganz anders. Ich möchte im Folgenden zeigen, wie es zu dieser relativ neuen Entwicklung gekommen ist und welche tief greifenden Auswirkungen für das Weidwerk daraus entstanden sind.

AUTOR & FOTOGRAF: DR. JOHANNES DIEBERGER

In der Antike verstand man in Griechenland unter „tropaion" (hergeleitet von tropein = wenden) ein denkwürdiges Ruhmesmal, das nach siegreichen Schlachten aus erbeuteten Waffen, nach Seeschlachten auch aus Schiffsteilen, errichtet wurde. Aber auch erlesene Beutestücke, die man den Göttern opferte, bezeichnete man als Trophäen. Das waren also vorerst nur Siegeszeichen nach kriegerischen Handlungen. Im Zusammenhang mit dem Weidwerk fand dieser Begriff erst im 20. Jahrhundert Verwendung. Aber verschiedene Körperteile der Wildtiere hatten schon die Steinzeitmenschen neben dem Wildbret sehr geschätzt. Die Geweihe des Rothirsches waren wichtiger Rohstoff für verschiedenste Gebrauchsgegenstände, da dieses Material wesentlich widerstandsfähiger ist als Knochen. Man fertigte daraus Grabgeräte, Speerspitzen, Nähnadeln und anderes mehr. Auch Felle, Gehörne, Zähne und andere Teile wurden verwertet, zum Teil machte man daraus auch Schmuck. Früher hat man verschiedenen Körperteilen der Wildtiere Heilkräfte und magische Fähigkeiten nachgesagt, zum Teil hielten sich solche abergläubische Vorstellungen bis in die Gegenwart. Bibergeil hat tatsächlich positive medizinische Wirkungen. Der Volksglaube meinte auch, dass Gamsfeigen – in der Hand gehalten – die Geburt von Kindern wesentlich erleichtern könnten. Das motivierte in den Alpen oft die Wilderer, solches Wild zu bejagen. Ein Charivari ist ein Amulett aus Zähnen, Krallen, Schnäbeln und kleinen Geweihen verschiedener Wildarten, das nicht nur seinen Träger schmückt, sondern auch Schutz gegen Gefahren und Krankheiten bieten soll.

Der Hirsch erfreute sich schon bald besonderer kultischen Wertschätzung, was vielleicht durch den jährlichen Geweihwechsel gefördert wurde. Er war Totemtier, Begleiter verschiedener antiker Göttinnen und auch Symbol für Christus bzw. für die Auferstehung. Auch in manchen Heiligenlegenden spielen Hirsche oder Rotwildtiere eine Rolle. Funde aus dem Mesolithikum zeigen, dass Geweihe auch als wertvolle Grabbeigaben Verwendung fanden. Julius CÄSAR berichtet in seinem Buch „Der Gallische Krieg" über die Auerochsen und die Jagd der Germanen auf dieses Wild: „Ihre Stärke ist eben so groß als ihre Geschwindigkeit. Sie schonen nichts, was sie erblicken, weder Menschen noch Thiere. Man fängt sie eifrig in Gruben und tödtet sie. Mit dieser Arbeit härtet sich die Jugend ab und beschäftigt sich mit Jagden solcher Art. Wer die meisten Thiere erlegt hat und zum Beweise davon die Hörner vor dem Volke zeigt, erhält großes Lob." Die Gehörne dieses wehrhaften Wildes waren für die Germanen also Siegeszeichen, Trophäen in unserem heutigen Sinn. Geweihe dagegen waren lange Zeit keine jagdlichen Ehrenzeichen. Nach der Parforcejagd war es üblich, bei der Curée (das war die Belohnung der Hunde) dem geschätzten Leitrüden, dem man den Jagderfolg in erster Linie verdankte, das Haupt mitsamt dem Kopfschmuck zu überlassen. Der Kopf des Menschen bzw. auch des Wildes galt damals als der „Sitz des Lebens", daher war dies eine besondere Anerkennung für den wertvollen Hund.

In der Grabkapelle des Kaisers LUDWIG des Frommen (814 – 840) in Metz hing mehrere Jahrhunderte lang ein ornamentaler Schild, der aus einer Elchschaufel gefertigt worden war. LUDWIG war der Sohn und Nachfolger Kaiser KARLS des Großen, das dekorative Stück wurde „Charlemagnes Schild" (= Schild Kaiser KARLS des Großen) genannt. Nunmehr wissen wir aber, dass es erst im 11. oder 12. Jahrhundert hergestellt wurde, man kann es heute im Reichsmuseum von Amsterdam bewundern.

EHRENZEICHEN, SAMMLERSTÜCKE

Vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert trennten die Berufsjäger nach einer erfolgreichen Parforcejagd den rechten Vorderlauf des Hirsches ab und überreichten diesen dem Jagdherrn als Siegeszeichen. Im Barock wurden auch die anderen Läufe abgetrennt und den vornehmsten Jagdgästen als Ehrenzeichen übergeben. Die Geweihe hatte man früher nicht aufbewahrt, sondern zu Gebrauchsgegenständen verarbeitet. Im Barock sammelten die Fürsten und Herrscher ausgefallene und seltene Gegenstände in ihren Raritätenkabinetten. Darunter befanden sich auch Geweihe, aber oft wusste man nicht, wer diese erbeutet hatte. Ein Beispiel dafür ist der berühmte 66-Ender, den der preußische Prinz und spätere König Friedrich I. im Jahr 1696 im Fürstenwald erlegte und dann dessen seltsamen Kopfschmuck dem sächsischen König schenkte. Das ausgefallene Schaustück wurde mehrfach gestochen und gemalt, das Geweih hängt heute in Schloss Moritzburg. Am Original sieht man, dass der Eisspross der linken Geweihstange verkümmert ist. Aber bei allen Abbildungen und Stichen dieses begehrten Sammlerstückes wurde dieser „Mangel" beschönigt, der Eisspross wurde ergänzt und in voller Länge dargestellt. Nicht ganz so starke oder weniger kuriose Geweihe hing man zu Dekorationszwecken an die Wände der Schlösser. Schwache Geweihstangen verarbeitete man zu Knöpfen, Griffen, Möbeln und dergleichen. Im 19. Jahrhundert gab es einige Firmen, die nur Geweihmöbel anboten und erzeugten. In Deutschland waren früher sogenannte „Leuchterweibchen" sehr beliebt, das waren Geweihluster, auf die man Wachskerzen aufsteckte.

Man schätzte aber auch andere ausgefallene Wildstücke, die man auf der Jagd erbeutete: gefleckte oder weiße Hirsche und Rehe, auch gefleckte Sauen, Perücken und mehrstangige Geweihe, oder Schalenwild mit ausgewachsenen Schalen (= zu langen ➜

Als Belohnung erhielt der Leitrüde nach erfolgreicher Parforcejagd das Haupt des Hirsches mitsamt dem Geweih.

Diese dekorative Elchschaufel wird „Charlemagnes Schild" genannt, stammt aber aus dem 11. oder 12. Jahrhundert.

Hufen) und dergleichen. Man verstand es damals noch nicht, solche Kuriositäten dauerhaft zu präparieren, daher fertigte man davon Stiche und Gemälde an, um sie der Nachwelt zu erhalten. In solche Abbildungen floss aber oft auch Fantasie mit ein. Aus dem Barock stammen einige Abbildungen, die „gehörnte Hasen", also solche mit Geweih, zeigen. Diese Vorstellungen mündeten später in Erzählungen von Fabeltieren, die im österreichischen Alpengebiet Raurackl, in Bayern aber Wolpertinger heißen. Wenn im Bergland unbekannte Tiere gesehen wurden – so z.B. wandern Fischotter manchmal über einen Sattel in ein anderes Flusssystem – dann meinten die Einheimischen, dass dies zweifellos Raurackl waren. Meist werden diese als große Hasen mit Rehgeweihen beschrieben.

JAGDLICHE TROPHÄEN

Im 19. Jahrhundert sammelten zahlreiche Naturliebhaber, die meist keine Jäger waren, Geweihe und Gehörne. Auch diesen Liebhabern war es egal, wer ihre Sammlerstücke erbeutet hatte. Ein solcher Sammler war der bekannte Jagdschriftsteller und Sachbuchautor Raoul von DOMBROWSKI. In seiner beachtenswerten Monografie „Edelwild" aus dem Jahr 1878 sind zahlreiche Abbildungen verschiedener ausgefallener Rotwildgeweihe enthalten, darunter auch der 66-Ender aus Moritzburg. In diesem Buch fand ich auch erstmals die Verwendung des Begriffes Trophäe im Zusammenhang mit dem Weidwerk: „Eine lange Reihe von Aufzeichnungen in den Werken der alten Classiker, welche das Edelwild auch in naturhistorischer Richtung beschreiben, liefern den Beweis, dass der mächtige Edelhirsch auch damals schon – wie heute noch die edelste Trophäe des Waidwerkes bildend – die Fantasie mächtig anregt ...." Hier wird der ganze Hirsch als Siegeszeichen angesprochen und nicht nur das Geweih! Ähnlich gebrauchte Thronfolger FRANZ FERDINAND diesen Begriff in seinem ausführlichen Tagebuch. 1893 bezeichnete er einen ganzen, von ihm in Indien erlegten Tiger als Trophäe. Beiden Herren waren die antiken Schriften bekannt, sie verwendeten diesen Ausdruck als Zeichen ihrer humanistischen Bildung.

1901 erschien in der Reihe der illustrierten Monografien der Band „Die Jagd" von Fritz SKOWRONNEK. Darin kann man lesen: „Die schädelechten Geweihe und Gehörne dagegen, die durch Erlegen des Trägers gewonnen sind, gelten als ehrenvolle Jagdtrophäen, mit denen jeder Waidmann, im Fürstenschloss wie im einfachen Jägerhaus, gern sein Heim schmückt." Der Autor verwendet hier erstmals, aber nur ein Mal das Wort Trophäe für Geweihe und Gehörne nach unserem heutigen Verständnis. Neun Jahre später fand in Wien die erste internationale Jagdausstellung statt, bei der dieser Begriff schon allgemein für alle jagdlichen Erinnerungsstücke in Gebrauch war. (Siehe dazu auch St. HUBERTUS, Heft 4+5/2012).

Jagdliche Erinnerungsstücke, wie Gamsbart, Sicheln des Birkhahnes, Grandeln des Hochwildes u.a.m., wurden von den Jägern schon länger geschätzt und aufbewahrt. Das große Interesse an Geweihen und Gehörnen, die ab dem 20. Jahrhundert nun als Trophäen bezeichnet wurden, ist eine Folge der bürgerlichen Jagdkultur. Wie in anderen Beiträgen ausgeführt, war der Auslöser für solche tief greifende Änderungen das neue Jagdrecht nach der Revolution von 1848. Nunmehr konnten – zumindest theoretisch – alle Gesellschaftsschichten am Weidwerk teilhaben. Für die adeligen Grundherrn änderte sich vorerst wenig, diese schätzten weiterhin Gesellschaftsjagden mit großen Strecken, wobei die Stärke der erlegten Stücke nebensächlich war. Bürgerliche und bäuerliche Jäger hatten zweifellos Freude an der Jagd, aber ein wesentliches Motiv für ihr Weidwerk war auch die Gewinnung von Wildbret. Die Bauern wollten mit ihrem Jagen zusätzlich sicherstellen, dass die Wildbestände nie wieder zu sehr anwuchsen, sodass keine übermäßigen Wildschäden zu befürchten waren. Ganz anders waren die Interessen des „Geldadels", der großen Handelsherrn, der Bankiers, der Industriellen und sonstiger vermögender Bürger. Diese waren in ihrem Beruf, mit ihren Unternehmen sehr erfolgreich und konnten sich nun so manches leisten. Sie strebten daher auch nach einer gesellschaftlichen Anerkennung, sie wollten den Adeligen ebenbürtig sein. Edelleute erkannte man leicht an ihrem klingenden Namen, sie waren geachtet, auch wenn sie

Aus dem Jagdbuch des GASTON PHOEBUS (14. Jahrhundert): Der rechte Vorderlauf wird abgelöst und dem Jagdherrn als „jagdliches Ehrenzeichen" überreicht.

Geschnitzte Hirschhäupter mit aufgesetzten Abwurfstangen als Dekoration in einem Schloss

Barocke Geweihmöbel im Jagdmuseum Schloss Ohrada (Tschechien)

nicht mehr mächtig oder vermögend waren. Die Neureichen versuchten nun mit Einsatz ihres Geldes ihre Würde herauszustreichen: Sie wohnten in eleganten Villen mit Türmchen und Zinnen, sozusagen in kleinen Schlössern mit schönen Gärten, sie hatten Hauspersonal und nun auch ein eigenes Jagdrevier. Entweder hatten sie Ländereien gekauft, auf denen sie eigenjagdberechtigt waren, oder sie hatten größere Jagdgebiete gepachtet. Zum Zeichen ihrer Zugehörigkeit zur vornehmen Jagdpartie behingen sie nun die Wände ihrer Geschäftsräume oder Salons mit Geweihen, Gehörnen, jagdlichen Gemälden und hatten in Reichweite – gut sichtbar – einen Bücherkasten mit zahlreichen Werken der Jagdliteratur aufgestellt. Dieser Bedarf an Fachbüchern war mit ein Grund, dass gegen das Ende des 19. Jahrhunderts vermehrt jagdzoologische Monografien, Lehrbücher für Jäger und Berufsjäger, Anleitungen für eine rationelle Hege, jagdliche Belletristik, aber auch Jagdzeitschriften erschienen.

BEGINNENDE BEWERTUNG DER TROPHÄEN

Aber diesen neuen Jägern reichte es wohl nicht, ihre Geweihe und Gehörne zur Schau zu stellen. Denn im Biedermeier hatten – wie ich schon erwähnte – zahlreiche Naturliebhaber, die sich das leisten konnten, solche „Naturalien" gesammelt, obwohl sie meist keine Jäger waren. Auch im Ausland bestand damals ein größerer Bedarf an derartigen Sammlerstücken, die oftmals von Angehörigen des niederen englischen Adels aus Indien, Afrika und sonst woher als „Trophäen" mitgebracht wurden und manchmal in Naturalienhandlungen landeten. Unsere neuen Jagdherren wollten sich von diesen nicht so vornehmen Sammlern unterscheiden. Sie strebten nach kapitalen Geweihen, starken Gehörnen älterer Boviden und beschrifteten diese mit dem Erlegungsort und dem Erlegungsdatum. Daran konnte man leicht erkennen: Hier residiert ein großer Weidmann! Man wollte sich natürlich auch von den nicht so vermögenden jagenden Bürgern und Bauern unterscheiden, die an Trophäen noch gar kein Interesse hatten. Neureiche Weidmänner und Fachbuchautoren machten sich nun über die „Fleischjäger" lustig. Sie meinten, das Wildbret, das als Nebenprodukt ihrer Jagd anfiel, könne man zum Teil selbst verbrauchen, den Rest sollte man seinen Angestellten schenken. Der Verkauf von Wildfleisch oder Decken und Bälgen wurde als nicht weidgerecht angesehen. Daher bezeichnete man Jäger, die wirtschaftliche Interessen hatten, als „Aasjäger", das waren solche, die nicht kultiviert, nicht weidgerecht jagten. In zahlreichen Karikaturen machten sich die vermögenden Jagdherren und die Berufsjäger über die Bauernjäger und die ärmeren Nimrode lustig. Letztere mussten von Montag bis Samstag arbeiten, es blieb ihnen für das Weidwerk daher nur der Sonntag. Von daher kommt der heute noch übliche und abwertende Ausdruck „Sonntagsjäger". Das war der Beginn einer Einstellung, die zu folgenschweren Entartungen der Jagd in den vergangenen hundert Jahren führte.
Nicht genug, dass sich die neuen Elitejäger von den verachteten „Aasjägern und Sonntagsjägern" unterscheiden wollten. Es begann nun ein Ranking darum, wer der bessere Weidmann sei, wer bessere Trophäen vorweisen könne. Ab 1850 soll es in Ungarn bereits Geweihausstellungen gegeben haben. In Österreich fanden 1880 und 1882 erstmals sogenannte „Geweihkonkurrenzausstellungen" statt. Dabei hat man die ausgestellten Geweihe, aber auch Gehörne optisch beurteilt und für die besten von ihnen Preise vergeben. Es folgen weitere Ausstellungen →

Diese zweijährige, gefleckte Bache wurde 1797 im Aertzenscher Forst erlegt.

Ferdinand van KESSEL (Detail, um 1690): Hasen mit Geweih

1886 in Hartberg, 1887 in Leoben und 1890 wieder in Graz. 1881 wurde in Budapest erstmals eine Bewertungsformel verwendet, 1888 erfolgten dort erneut Vermessungen. Und 1894 vergab man bei Bewertungen in Graz erstmals Schönheitszuschläge, wofür Graf MERAN, der Vorsitzende des Steiermärkischen Jagdschutzverbandes, eine Formel entwickelt hatte.

DER BEGINN DER NEUZEITLICHEN HEGE

Wie schon erwähnt, bestand auch in anderen Ländern Interesse an Geweihen und ähnlichen Handelsartikeln. In den Neunziger-Jahren des 19. Jahrhunderts entwickelte die englische Handelsfirma ROWLAND WARD eine Formel, um den Handelswert von Geweihen objektiv zu erfassen. Doch solche Handelsprodukte interessierte unsere neureichen Weidmänner wenig. Sie hatten in ihren Unternehmungen gelernt, dass mit neuen Technologien und dem Einsatz von Geldmitteln der Betriebserfolg, der Gewinn, gesteigert werden kann. Warum sollte das nicht auch bei der Jagdwirtschaft funktionieren? Die vermögenden Jagdherren hatten damals von Wildökologie, Populationsdynamik, Genetik und Physiologie genauso wenig Ahnung wie die Jagdfachleute und die Fachbuchautoren. Man wünschte sich größere Zahlen von kapitalen Geweihen und Gehörnen, aber auch bessere Besätze des Niederwildes. Daher nutzte man die Erkenntnisse der landwirtschaftlichen Tierzucht und nannte diese Bemühungen „jagdliche Hege". Nun wurde das „Nutzwild" gefüttert, das Raubwild dagegen kurz gehalten bis ausgerottet. Mittels eines Wahlabschusses begann man, die schlecht veranlagten Stücke auszumerzen und die Zukunftsstücke zu fördern. Vergeblich versuchte Ernst Graf SILVA-TAROUCA in seinem bemerkenswerten Buch von 1899 „Kein Heger, kein Jäger, Handbuch der Wildhege", die Aufmerksamkeit der Revierinhaber auf Maßnahmen zu lenken, die wir heute unter dem Begriff „Biotophege" zusammenfassen. Das Buch wurde sehr bekannt, aber die Jägerschaft berücksichtigte nur solche Hegemethoden, die eine erfolgreiche Produktion der gewünschten Wildarten versprachen. Ab damals hat sich unser Weidwerk – wie schon öfter im Laufe der Geschichte – wieder weit von dem entfernt, was dem Begriff Jagd entspricht (vgl. die Jagddefinition in St. Hubertus, Heft 7/2015).

Man behauptete nun, dass der gute Weidmann „seine" Böcke und Hirsche kenne, das führte mit der Zeit zu der Unsitte, den Zukunftsstücken eigene Namen zu geben. Das erinnert an landwirtschaftliche Tierzucht. Aber trotz unserer nunmehr meist viel kleineren Jagdreviere passiert es immer wieder, dass auch heute noch fallweise Böcke und Hirsche auftauchen beziehungsweise erlegt werden, die „keiner in der ganzen Umgebung gekannt hat". Das stört wohl unsere weidgerechte Wildproduktion. Vor etwas mehr als hundert Jahren begann man eine Degeneration des Wildes zu befürchten. Die Revierinhaber versuchten, diese Gefahr mit Blutauffrischungen, also mit der Ansiedlung von Wild aus fremden Provenienzen abzuwenden. Der Handel mit lebendem Wild florierte und weil das so gut funktionierte, bereicherte man die Wildbahn zusätzlich noch mit exotischen Wildarten. Dabei legte man wenig Wert auf reinrassige Wildtiere, man war schon zufrieden, wenn die Exemplare halbwegs wild aussahen. Wildfarbige Blendlinge verhielten sich ruhiger, sie waren daher leichter zu transportieren. Und genetische Untersuchungen waren damals noch nicht möglich. Diese Ansiedlungen von damals sind genauso negativ zu bewerten wie der heute übliche Besatz unserer Fischgewässer, wie er nunmehr gesetzlich vorgeschrieben ist. Aber früher sah man solche „Aufartungen" der Wildbahn noch als positive Beiträge zum Naturschutz.

Schon zur Wende zum 20. Jahrhundert begannen einige Liebhaber mit der Zucht von Rotwild, um kapitale Geweihe, die man nun Trophäen nannte, zu produzieren. Im St. Hubertus, Heft 5/2012, habe ich schon den englischen Privatier Walter WINANS erwähnt, der in seinem Wildpark in der Grafschaft Kent versuchte, Rotwild mit Wapiti, Altai und Hangul zu kreuzen. Das Ziel waren starke Geweihe vom Typus des europäischen Rotwildes. Rigoros schoss er aggressive Hirsche und solche mit anderem Geweihtypus ab, daneben setzte er verschiedene Futtermittel ein. WINANS hatte mit seinen Bemühungen der „Hirschzucht und Veredelung des Rotwildes mit drei- und

vierfach Kreuzungen" Erfolg, seine Produkte hatten starke Geweihe vom Typus des europäischen Hirsches. Die Bewertungskommission der ersten internationalen Jagdausstellung von 1910 in Wien belohnte seine Zuchtarbeit mit zwei goldenen Medaillen. Anlässlich dieser Jagdausstellung wurden erstmals zahlreiche Trophäen aus internationalen Herkünften mit der Nadler-Formel bewertet.

Aber nicht alle Mitglieder der grünen Zunft hatten Interesse an der Produktion und Bewertung kapitaler Trophäen. Der bekannte bayerische Dichter und Jagdschriftsteller Ludwig GANGHOFER machte sich mit einer Karikatur über diese Formen der Hege lustig und schrieb darunter: „Das Endziel unsrer Züchtung sei, oh Zukunftstraum der Jägerei, im schwarz-weiß-rot-braun-grauem Wams, der Hirsch-Bock-Birk-Fuchs-Auer-Gams". Auch in Österreich waren die Adeligen, insbesondere die Habsburger, an solchen Auswüchsen des Weidwerks nicht interessiert. Kaiser FRANZ JOSEPH hatte für die Jagdausstellung in Wien einige seiner besseren Trophäen zur Verfügung gestellt. Das waren vor allem reife Berghirsche, aber keine kapitalen Exemplare, wie sie den Hegevorstellungen der neureichen Jagdherrn entsprachen.

Kaiser FRANZ JOSEPH und Thronfolger FRANZ FERDINAND lehnten zeitlebens die Bewertung ihrer Trophäen ab. Der Kaiser verzichtete – wie alle anderen Habsburger auch – auf die Hege des Wildes nach den neuen Vorstellungen. Aus heutiger Sicht war dieses Nichtstun vernünftig, er nutzte das Wild in einer aneignenden Weise. Lediglich FRANZ FERDINAND versuchte aus Liebe und Sorge um sein Wild verschiedene Formen der Hege, insbesondere auch die Fütterung, und hatte damit – zum Leidwesen der Reviernachbarn – großen Erfolg. Er produzierte damit einen sehr hohen Wildbestand, sodass die Wildschäden in eine schwindelnde Höhe anwuchsen. Die dadurch verursachte „schlechtere Qualität" der Trophäen störte ihn nicht, da er insbesondere hohe Wilddichten bevorzugte. Deutlich erkennt man das geringe Interesse der österreichischen Adeligen an Trophäen auch daran, dass man das im Lainzer Tiergarten erlegte Wild bis ins 20. Jahrhundert mitsamt den Trophäen an den Wildbrethandel verkaufte. Noch bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurden schädelechte Geweihe und Abwurfstangen an Interessenten aus der Bevölkerung verkauft.

WINANS mit vierjährigen Hirschprodukten: Zwei Kreuzungen Rotwild mit Wapiti und zwei Kreuzungen Rotwild mit Altai und Wapiti

„Das Endziel unsrer Züchtung sei, oh Zukunftstraum der Jägerei, im schwarz-weiß-rot-braun-grauen Wams, der HirschBockBirkFuchsAuerGams"

Wenn aber deutsche Jagdgäste des Kaiserhauses die Trophäen ihrer im Tiergarten erlegten Wildstücke mitnahmen, machten sich die Berufsjäger darüber lustig.

Die norddeutschen Adeligen hatten dagegen das Interesse an starken Trophäen bald von den neureichen Jagdherrn übernommen. Der deutsche Kaiser WILHELM II. liebte zwar die eingestellten Jagden sehr, bei denen nach tagelangem Einsatz von viel Personal, hohen Tüchern und Lappen in kurzer Zeit eine sehr große Menge von Wild abgeschossen werden konnte. Er liebte aber auch die Einzeljagd, insbesondere die Birsch mit seinem Leibjäger ROLLFING. Dabei legte er großen Wert auf zahlreiche kapitale Hirsche. Die Trophäen, die Kaiser FRANZ JOSEF im Gebirge erjagte, wären WILHELM wohl zu minder gewesen. In seinen Lieblingsjagdgebieten Schorfheide und Rominter Heide überwachte er die Hege des Rotwildes persönlich. Durch einen Geburtsfehler konnte er seine linke Hand zum Schießen nicht gebrauchen, das Laden musste sein Jäger besorgen. Dennoch war er ein hervorragender Schütze, der freihändig nur mit der rechten Hand schoss. Bei Weitschüssen legte er die Büchse seinem Jäger auf die Schulter, dabei feuerte er oft riskant, auch auf Entfernungen von 300 bis 350 Metern. Natürlich blieb dabei das Wild nicht immer am Anschuss liegen. In solchen Fällen unterblieb oft die Nachsuche, weil der Kaiser die Beunruhigung des übrigen Wildes in der Deckung verhindern wollte. Solch unwaidmännisches Verhalten wäre für FRANZ FERDINAND undenkbar gewesen. Die Gattin des Deutschen Kaisers, AUGUSTE VICTORIA, meinte aber später, dass der österreichische Thronfolger „leider ein Schießer gewesen sei".

Kaiser WILHELM II. hatte anlässlich einer Jagd in Österreich starke Geweihe aus Ungarn gesehen. Der Wunsch nach solchen kapitalen Trophäen beflügelte seine Vorstellungen. Auf seine Initiative fand die erste deutsche Geweihausstellung erst 1895 in Berlin statt. Diese Veranstaltung war für die adeligen und auch bürgerlichen Jäger ein sehr beachtetes Ereignis. Ab nun gab es jährlich solche Ausstellungen, bei denen aber nur kapitale Exemplare aus allen Teilen Deutschlands gezeigt wurden.

Der Erste Weltkrieg machte den Hegebemühungen zur Produktion von Wild sowie den Geweihausstellungen vorerst ein Ende. Aber bald danach erwachte der Wunsch nach starken Trophäen und deren Bewertung aufs Neue. ■

SCHMUCKSTÜCKE

DIE SACHEN MIT DEN TROPHÄEN II

Mit der Bewertung der Rotwildgeweihe nach der Nadlerformel, die erstmals 1910 bei der I. Internationalen Jagdausstellung in Wien zum Einsatz kam, begann für das Weidwerk - vorerst in Mitteleuropa - ein neues Zeitalter. Dr. Hermann NADLER war Direktor des Budapester Zoos und ein leidenschaftlicher Karpatenjäger. Er verwendete als Basis seiner Formel zur Bewertung der Hirschtrophäen die Beurteilungskriterien, die Franz Graf von MERAN 1894 in Graz eingeführt hatte.

AUTOR & FOTOGRAF: DR. JOHANNES DIEBERGER

In Deutschland setzte sich die Bewertung der Trophäen nach Formeln vorerst nur langsam durch, wir Österreicher waren also Vorreiter für diese Fehlentwicklung mit weitreichenden Folgen. Manche der bürgerlichen Weidmänner waren ab diesem Zeitpunkt von der Vermessung der Geweihe so begeistert, dass sie in ihre Jagderzählungen die Maße der erbeuteten Trophäen einfließen ließen und nicht verabsäumten zu betonen, dass der Abschuss von Böcken und Hirschen mit unterdurchschnittlichen Maßen unter ihrer Würde sei (vgl. „Vor hundert Jahren" im St. Hubertus Heft 05/2012). Ich darf an dieser Stelle noch darauf hinweisen, dass es damals schon längere Zeit auch andere jagdliche Erinnerungsstücke gab, die ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts auch Trophäen genannt wurden. Ich meine damit die verschiedenen Bärte, Malerfederchen und andere Federn, Grandeln, Zähne, Bälge und sonstiges mehr. Große Jagdherrn ließen aus zahlreichen - selbst erlegten - Hirschgrandeln einen wertvollen Schmuck anfertigen, wie z.B. Kaiser WILHELM II. für seine Gattin AUGUSTE VIKTORIA um 1900. Kleinere Revierinhaber begnügten sich mit einer Krawattennadel oder mit Ohrringen für die angebetete Dame. Der Industrielle Arthur KRUPP beauftragte um 1900 einen Künstler mit einem Jagdpokal, der mit hundert Paar Grandeln seiner Hirsche verziert war. Gamsbärte wurden zwar später auch öfter bewertet, manchmal auch Sau- und Hirschbärte, das Interesse an diesen „Siegeszeichen" hatte aber keinen so negativen Einfluss auf das ganze Weidwerk wie die bewerteten Geweihe, Gehörne und Waffen (Zähne). Der Erste Weltkrieg setzte den Trophäenbewertungen, die in erster Linie Auswüchse der bürgerlichen Jagdkultur waren, vorerst ein Ende. In der Zeit danach ging es großen Teilen der Bevölkerung in den zahlreichen neu gebildeten, meist kleineren, Staaten ziemlich schlecht. Berufsjäger fanden keine Anstellung und viele Menschen hatten unter Hunger zu leiden. Die Jagd hatte nun wieder mehr Bedeutung hinsichtlich der wirtschaftlichen Nutzung des Wildes erlangt, was zweifellos vorteilhaft war. Aber es gab auch damals Personen, die bald wirtschaftlich besser dastanden als die breite Masse, und diese erinnerten sich rasch wieder an das Streben nach kapitalen Trophäen, an Wildfütterungen, Einkreuzungen fremder Wildprovenienzen, Wahlabschüsse und sonstige Produktionsmethoden. In der Hoffnung auf die gewünschte „Aufartung des Rotwildes" mit besonders starken Geweihen wurden wieder zahlreiche Stücke quer durch Europa verfrachtet.

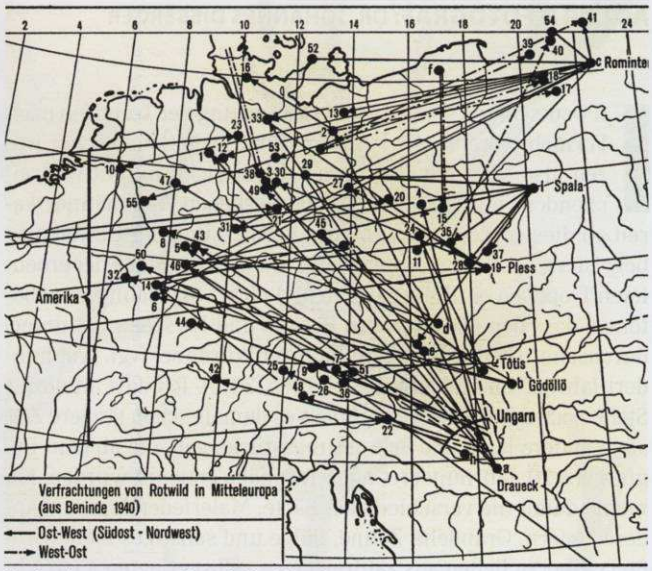
UNTERSCHEIDUNG NACH LEBENSRÄUMEN?

Am 1. Mai 1927 gab es in Budapest eine große Trophäenausstellung, bei der Bewertungen wieder nach der Nadlerformel durchgeführt wurden. Auch in Deutschland fanden nun - bis 1936 - Vermessungen nach dieser Methode statt. Österreich hat sehr unterschiedliche Wildlebensräume, vom Tiefland bis zum Hochgebirge. Manche Jäger merkten hier bald, dass ein Vergleich der Trophäen aus den Donau-Auen mit solchen aus den alpinen Revieren nicht sinnvoll war. Die Hegebemühungen im Bergland hatten keine Chancen, bei internationalen Bewertungen Beachtung zu finden. Bei einer Jagdausstellung 1931 in Wien bewertete man daher die vorgelegten Trophäen nach drei verschiedenen Wuchsgebieten: Auenwald, Hügelland und Gebirge. Darüber hinaus unterschied man Geweihe, die aus der freien Wildbahn kamen, von solchen, die aus Tiergärten mit massiver Fütterung stammten. 1934 veranstaltete das Naturhistorische Museum in Wien eine österreichische Trophäenschau, bei der aber Medaillen wieder ohne Berücksichtigung der Wuchsgebiete vergeben wurden. Heute erscheint uns eine solche Veranstaltung in dieser Institution undenkbar, aber damals waren nicht nur die Weidmänner, sondern auch die Naturwissenschaftler überzeugt, dass die jagdlichen Hegebemühungen positive Beiträge zum Naturschutz wären. 1935 hielt der Niederösterreichische Landesjagdschutzverein ausdrücklich an seiner Absicht fest, eine „Grundlage für künftige Ausstellungen mit dem Schwergewicht auf der Bewertung der Trophäen nach Wuchsgebieten" zu schaffen.

Zweifellos wäre eine Abgrenzung der Herkünfte nur nach der Seehöhe problematisch gewesen, denn auch klimatische Faktoren, Bodenqualität und Pflanzengesellschaften des Lebensraumes, Wilddichte u.a.m. haben großen Einfluss auf die Entwicklung der Wildtiere. Kapitale Exemplare aus dem Tiefland, die viele Nadlerpunkte erreichen, haben im Hochgebirge meist geringe Chancen zu überleben. Dies macht schon deutlich, dass solche Bewertungen grundsätzlich nicht sinnvoll sind. Geweihe haben nur wenig Weiserqualität für die genetische Fitness ihrer Träger, hoch bewertete Hirsche bieten keine Garantie dafür, dass ihre Nachkommen für das Überleben der Population besonders wertvoll sind. In dieser Hinsicht ist die Vergabe von Schönheitspunkten nach menschlichen Erwägungen besonders abwegig. Wäre die schöne Perlung eines Geweihes tatsächlich für das Überleben von Vorteil, dann müssten Cerviden (Hirschartige) mit glatten Stangen - wie zum Beispiel der Sikahirsch oder der Sambarhirsch - schon lange ausgestorben sein. Eine Gruppierung der Trophäen nach verschiedenen Wuchsgebieten könnte eklatante Ungerechtigkeiten ausgleichen. Aber einerseits wäre die Abgrenzung dieser Gebiete schwierig und andererseits wäre es nicht einfach gewesen, die Herkünfte der Trophäen zu überprüfen, wenn medaillengierige Jagdherrn ihre erbeuteten Geweihe vorlegten. Im Jahr 1935 fand im Naturhistorischen Museum in Wien eine weitere Sonderschau „Weltrekorde an Jagdtrophäen, mit einem Querschnitt der hochwertigsten Jagdtrophäen aus allen Erdteilen" statt, von einer Unterscheidung nach Wuchsgebieten war aber auch da keine Rede.

Auch im Deutschen Reich interessierte man sich für die denkbaren Unterscheidungskriterien der Österreicher überhaupt nicht, denn dort gab es inzwischen bedeutende Änderungen des gesamten Jagdwesens. In Deutschland und Österreich bestanden nach dem Krieg mehrere Verbände und Vereine, welche die Interessen der Jagd vertreten wollten, aber mehr gegeneinander als miteinander arbeiteten. Darüber hinaus waren viele Jäger bei keiner dieser Organisationen Mitglied. Vergeblich hatte die Jägerschaft in beiden Staaten auf eine praktikable Neuregelung des Jagdrechts gewartet, was in anderen Ländern schon gelungen war. In einigen der ausländischen Jagdgesetze war die Nadlerformel zur Bewertung der Trophäen zwingend vorgeschrieben. 1933 wurde dem preußischen Ministerpräsidenten, Hermann GÖRING, der damals noch gar kein Jäger war, das Protektorat über die ganze Deutsche Jägerschaft angetragen. →

Diesen Jagdpokal, der mit 100 Paar selbst erbeuteten Hirschgrandeln verziert ist, ließ der Industrielle Arthur KRUPP um 1900 anfertigen. Das Kunstwerk ist heute im Jagdmuseum Hohenbrunn zu sehen.



Verfrachtungen von Rotwild in Mitteleuropa im Interesse der Trophäenzucht, nach Joachim BENINDE (1940)

Dabei versuchte man, diesen gewichtigen Repräsentanten des Regimes insbesondere für die Trophäenjagd zu interessieren. GÖRING hatte großes Interesse an der Natur und stand einem adeligen Lebensstil näher als alle anderen kleinbürgerlich geprägten Führer des NS-Regimes. Er nahm das Angebot an und wurde in kurzer Zeit ein fanatischer Trophäenjäger. Er wollte aber nicht nur Repräsentant der Organisation, sondern deren tatsächlicher Chef sein. Ulrich SCHERPING hatte schon Material für ein neues Jagdrecht gesammelt, wobei er sich auch an ausländischen Rechtsvorschriften, wie dem englischen Kolonial-Jagdrecht, dem polnischen und dem rumänischen Jagdgesetz, orientierte. Das fortschrittliche rumänische Jagdrecht war von Österreichern entworfen worden, aber im Ständestaat Österreich selbst gelang keine vernünftige Regelung des Jagdwesens. GÖRING beauftragte SCHERPING mit dem Entwurf eines preußischen Jagdgesetzes, das schon am 18. Januar 1934 verabschiedet wurde und drei Tage später in Kraft trat. Am 3. Juli desselben Jahres wurde es – mit geringen Änderungen – als Deutsches Reichsjagdgesetz verabschiedet und am selben Tag ernannte HITLER auch noch GÖRING zum Reichsjägermeister. Das neue Jagdrecht trat am 1. April 1935 in Kraft, ab diesem Zeitpunkt waren Trophäenschauen mit Bewertungen gesetzlich vorgeschrieben. Nun konnte im Deutschen Reich kein Jagdbuch mehr erscheinen, das nicht zumindest ein Bild bzw. ein Vorwort des Reichsjägermeisters enthielt.

DIE PRAGER FORMELN

Im Mai 1937 fand in Prag eine Pelztierausstellung statt, der auch eine Jagdausstellung angeschlossen war. Bei dieser Gelegenheit erarbeiteten 17 Kommissionsmitglieder des CIC (Conseil International de la Chasse et de la Conservation du Gibier = Internationaler Jagdrat zur Erhaltung des Wildes, gegründet 1930) und 29 internationale Experten in Arbeitsgruppen Formeln zur Bewertung der Trophäen von Rothirsch, Rehbock, Damhirsch, Ren, Elch, Gams, Steinbock, Muffelwidder, Wisent, Bär, Luchs, Wolf und Keiler. Diese wurden als Prager Formeln bezeichnet. Im Vergleich zur Nadlerformel nahm nun die subjektive Beurteilung der Geweihkronen zu, weil die bisherigen möglichen vier „Schönheitspunkte" auf zehn erhöht wurden. Walter FREVERT, der viele Jahre das Forstamt Rominten mit seinem berühmten Hirschbestand leitete, sprach sich gegen diese Neuerung aus und verwendete weiterhin die Nadlerformel. Im Herbst 1937 ging in Berlin die II. Internationale Jagdausstellung über die Bühne, die allen zeigen sollte, dass das deutsche Jagdwesen das beste der Welt sei. Es war dies eine riesige Trophäenschau, andere Themen wurden nur am Rande behandelt. Bei dieser Gelegenheit bewertete ein Preisgericht des CIC etwa 10.000 Trophäen nach den Prager Formeln.

Reichsjägermeister GÖRING war ein Machtmensch und ein Selbstdarsteller, aber er konnte politische Notwendigkeiten gut einschätzen und vermochte seine Vorstellungen auch gut durchzusetzen. Immerhin gelang es ihm, die Jagd und die Jägerschaft von den Klauen der SS und der Machthaber des Regimes fernzuhalten. Die Trophäenjagd kam seinen Wünschen sehr entgegen, er konnte damit sein Ansehen aufpolieren, zumindest glaubte er das. Nunmehr war er sehr bestrebt, den kapitalsten Hirsch Europas zu erlegen, was ihm aber nicht gelang. Er residierte in den Staatsjagden Rominten und Schorfheide und oft auch anderswo und erlegte unzählige kapitale Stücke, die für ihn reserviert worden waren. Damit versuchte er, den letzten deutschen Kaiser, der auch schon trophäensüchtig war, zu imitieren oder gar zu übertreffen.

WILHELM II. hatte sich selbst um die Hege in der Rominter Heide und der Schorfheide bemüht, er verstand davon auch wesentlich mehr als der spätere Reichsjägermeister. Sehr oft erlegte er bei einer Jagd gleich mehrere kapitale Hirsche und scheute sich nicht, dabei auch riskante Weitschüsse abzugeben. Große Rotwildstrecken mit starken Stücken erzielte er bei eingestellten Jagden, diese Jagdmethode wurde in Europa kaum mehr eingesetzt. Auch GÖRING war kaum zufrieden, wenn er nur einen kapitalen Hirsch erlegen konnte. Er streckte Rotwild fallweise in der Schonzeit und riskierte ebenfalls Weit- →

Diese beiden Männer förderten die Trophäenjagd nachhaltig: Ulrich SCHERPING mit dem Reichsjagdgesetz und Hermann GÖRING mit seinem schlechten, trophäensüchtigen Weidwerk.

Anlässlich der II. Internationalen Jagdausstellung 1937 in Berlin wurden etwa 10.000 Trophäen nach der Prager Formel bewertet.

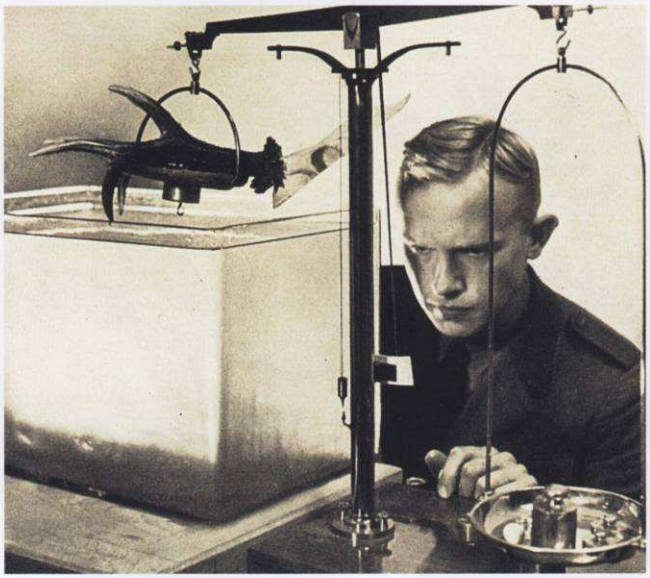
schüsse bis zu 400 Metern bzw. auch bei ungenügendem Büchsenlicht. Im Kaiserreich hatte Prof. Richard FRIESE die Aufgabe, von den erbeuteten Hirschen Gemälde nur anhand der Trophäen anzufertigen. Ähnlich musste später Prof. Gerhard LÖBENBERG anhand der kapitalen Geweihe, die der Reichsjägermeister in großer Zahl erntete, große Lebensbilder dieser Hirsche malen. In der Schorfheide organisierte Oberstjägermeister SCHERPING – gegen seine Überzeugung – Eingestellte Jagden, um dem Wunsch GÖRINGS nach großen Strecken mit kapitalen Keilern für sich und seine Jagdgäste nachzukommen.

Viele vermögende deutsche Weidmänner strebten, ähnlich wie GÖRING, nach starken Trophäen. Das neue Jagdrecht war ja auf solche Ziele, auf die „Aufartung des Wildes", ausgerichtet, enthielt aber auch viele positive Bestimmungen. Oberforstmeister WALLMANN bezeichnete die Vorlage des Kraftfutters in Rominten als „Gewaltfütterung". Und Walter FREVERT bestätigte in seinem Buch über Rominten, dass Rekordgeweihe das zentrale Anliegen der Hege waren. Seit dieser Zeit sitzen in Bewertungskommissionen zahlreiche ehrenwerte Personen und sogar Jagdwissenschaftler, die meinen, dass sie mit dieser Tätigkeit etwas Positives für die Jagd leisten könnten. Sowohl die verschiedenen Jagdfunktionäre als auch die Repräsentanten des CIC erkannten seit damals nicht, dass dieser Trophäenkult kaum zur Erhaltung von Wild und Weidwerk beitrug, sondern zunehmend die Zukunft der Jagd gefährdete.

SCHERPING war im Gegensatz zu GÖRING vom Fach und konnte die Folgen dieser Entwicklung abschätzen. Schon am Beginn der 1930er-Jahre hatte der Vater des Reichsjagdgesetzes gesagt: „Unsere Generation wird wohl oder übel auf die Erbeutung vieler und starker Geweihe verzichten müssen, damit unsere Nachkommen wieder in einem Wald jagen können, der dem Rotwild genügend Äsung bietet ... und wo auf größeren Flächen Laubholz auch ohne Gatterschutz aufkommt." Damals wie heute blieben und bleiben diese mahnenden Worte vielfach eine Wunschvorstellung, da zahlreiche Personen beim Weidwerk und Jagdrecht mitreden, obwohl sie nicht so recht wissen, was Jagd ist bzw. nicht sein darf. Ein negatives Vorbild in dieser Hinsicht war der Reichsjägermeister GÖRING. SCHERPING dagegen stellte fest: „Die Überbewertung der Trophäe mit dem bis ins Lächerliche übersteigerten Formelkram und Bewertungsfimmel schuf häufig ein Zerrbild dessen, was wir Waidwerk nennen." Die Jagdgeschichte lehrt uns: Wenn wir von der aneignenden Nutzung des Wildes abweichen, wenn wir Wild nach menschlichen Vorstellungen produzieren, kommt es zu Entartungen und damit auch zur Ablehnung der Jagd, wie wir dies in Europa schon deutlich genug erleben.

BEWERTUNG SCHAFFT UNZUFRIEDENHEIT

Mit den Rotwildformeln war man in Europa anscheinend immer wieder unzufrieden. Das Amt des Reichsjägermeisters zum Beispiel war mit der Prager Formel nicht glücklich, daher legte es im November 1938 eine „Deutsche Einheitsformel für Jagdtrophäen" fest, welche für das ganze Deutsche Reich verbindlich war. Österreich war inzwischen zur Ostmark geworden, daher galt diese Formel auch hier. Nun waren aber die Jäger nicht zufrieden, weshalb sie diese Zwangsformel nur bei Pflichttrophäenschauen anwandten. Bald darauf kam der Zweite Weltkrieg und Trophäenschauen blieben immer öfter aus, die Jäger hatten nun andere Sorgen. Auch nach diesem Krieg diente die Jagd vorerst nur zur Beschaffung von Wildbret und einigen Rohstoffen. Aber nach einigen Jahren begann das „Wirtschaftswunder" zu wirken und die europäischen Jäger hatten wieder Zeit und genügend Geld, um sich für starke Trophäen zu interessieren. Der CIC änderte die Prager Formeln geringfügig 1952 in Madrid und 1954 in Düsseldorf. Und auf der Tagung von 1955 in Kopenhagen beschloss der CIC, auf internationalen Ausstellungen das Rotwild nicht nur nach seiner Formel, die inzwischen Madrider Formel hieß, sondern zusätzlich auch nach der Nadlerformel zu bewerten. 1971 setzte die Generalversammlung des CIC in Budapest eine ständige Kommission ein, die bei begründeten Unzufriedenheiten die Bewertungsformeln abändern könnte.



Bewertung eines Rehgeweihes gemäß der Prager Formel (Berlin 1937)

Strecke WILHELMS II. nach einer Eingestellten Jagd in Letzlingen 1896

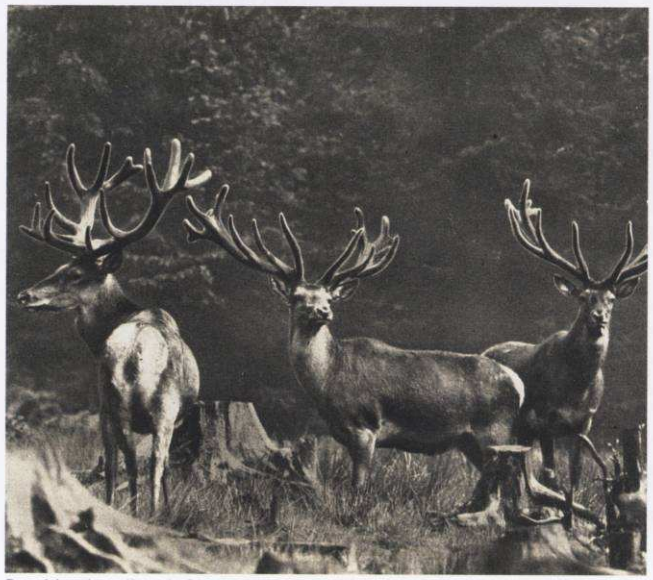
In den USA war schon 1932 das Buch „Records of North American Big Game" erschienen, das publizierte System wurde 1935 erweitert und 1939 verbessert. Auf dieser Grundlage entwickelte eine Kommission des Boone and Crockett Club ein mathematisches System, welches 1952 veröffentlicht und seit damals zur Bewertung der nordamerikanischen Trophäen eingesetzt wird. Anscheinend gibt es dort kaum Änderungswünsche. Anlässlich einer internationalen Jagdausstellung 1972 in Turin schlug der englische Cervidenexperte Kenneth WHITEHEAD vor, alle bisherigen CIC-Formeln abzuschaffen und durch neue zu ersetzen, die er nach dem amerikanischen Bewertungssystem entwickelt hatte. Das gefiel aber den Vertretern des ehemaligen Ostblocks gar nicht, denn diese hatten Pflichtvermessungen nach den bisherigen Methoden teilweise in ihre Jagdgesetze aufgenommen. Außerdem meinte man, dass nach so einer Änderung die gespeicherten Daten von mehr als 25.000 Trophäen mit den neuen nicht mehr vergleichbar wären. Schließlich wurde auf einer weiteren Tagung, die 1976 in Bonn stattfand, beschlossen, die Formeln unverändert zu lassen und in einem Buch zu veröffentlichen. Diese Publikation erschien schließlich 1981 dreisprachig unter dem Titel „Trophäen der Welt".

Auch 1996 und 2000 hielt man an der Beibehaltung der Formeln fest und vertrat die Meinung, dass „die Entwicklung der Trophäen der wichtigste Anzeiger für eine wissenschaftliche Analyse der Qualität und Gesundheit einzelner Wildpopulationen in bestimmtem Zeitabschnitt und in bestimmter Region ist, wobei eine systematische Trophäenbewertung nach einheitlichen CIC-Formeln, die bereits seit 60 Jahren verwendet werden, von äußerster Bedeutung ist". Anscheinend war man aber schon wieder nicht zufrieden, denn der südafrikanische Experte Gerhard DAMM wurde beauftragt, bei einem Treffen 2009 in Wien Vorschläge zur Bearbeitung der Bewertungsformeln vorzulegen. Seine Vorstellungen gingen in eine vernünftige Richtung, denn er schlug vor, menschlich-subjektive Bewertungen, wie Schönheitspunkte oder Abzüge, wegzulassen, keine Medaillen mehr zu vergeben, die Rekordtrophäen nicht mehr zu publizieren, das Alter des zu bewertenden Stückes zu berücksichtigen und auch mit jeder vorgelegten Trophäe ökologische Daten zu sammeln. Man kann da erstmals von einem Mitglied der CIC-Kommission ein gewisses Unbehagen mit den entbehrlichen Trophäenbewertungen heraushören. Die Kommission stellte für allfällige Änderungen aber Bedingungen: Praktikabilität, Vergleichbarkeit der ermittelten Punkte mit alten Bewertungen und gesellschaftliche Akzeptanz. Das lässt sich wohl kaum mit den Vorstellungen des Herrn DAMM in Einklang bringen.

TROPHÄENBEWERTUNG RUINIERT DIE JAGD

Leider haben die verschiedenen Kommissionen noch nicht erkannt, dass dieses Streben nach starken Trophäen, das insbesondere durch deren Bewertung verstärkt wird, seit mehr als hundert Jahren zu produzierenden Hegemethoden führte. Dadurch haben wir uns schon weit von dem entfernt, was wir unter Jagd verstehen dürfen. Ich habe schon mehrfach darauf hingewiesen, dass wir mit Fütterungen, Wahlabschüssen, Einkreuzungen von exotischen Arten bzw. Provenienzen, Gatterhaltungen, einer Steigerung des Jagddruckes mit ungünstigen Jagdmethoden und dergleichen das Verhalten unseres Wildes verändert und dessen Evolution in eine falsche Richtung gedrängt haben. Viele vermögende Weidmänner sind nur mehr an kapitalen Trophäen interessiert, den notwendigen Abschuss der schwachen, jungen und weiblichen Stücke, die keine messbaren Erinnerungsstücke liefern, überlassen wir dem Jagdpersonal, das damit oft überfordert wird. Wenn es den einheimischen Jägern tatsächlich um das jagdliche Erleben ginge und sie alle an der nachhaltigen Bereitstellung von Wildbret interessiert wären, wie wir dies in der Öffentlichkeit immer wieder behaupten, dann wäre für alle Interessenten noch genügend Schalenwild vorhanden.

Starke Trophäen sind nur bedingt Weiser für die Qualität des Lebensraumes und die Gesundheit der Population. Solche Daten könnten auf andere Weise einfacher und billiger erhoben werden. Es ist keine besondere jagdliche Leistung, einen brunftigen →



Basthirsche, die mit Sesamkuchen gefüttert wurden (1941). Starke Trophäen waren damals das zentrale Anliegen der Hege, die mit Füttern, Wildkreuzungen, Wahlabschüssen u.dgl. erreicht werden sollten.

Der Hirsch „Burlai" zeigt uns, wohin unser Streben nach kapitalen Trophäen führte. Das Geweih hängt heute als Mahnmal in der Bibliothek des Institutes für Wildbiologie und Jagdwirtschaft.

Hirsch zu erlegen, ein Alttier wäre wesentlich schwieriger zu erbeuten. Das jagdliche Erleben, um das es den heutigen Jägern angeblich geht, ist da minimal. Viele jagende Mitbürger können sich heute teure Abschüsse leisten, der Bedarf an starken Stücken mit kapitalen Trophäen ist seit dem Zweiten Weltkrieg ständig gestiegen. Und gleichzeitig ist der Lebensraum des Wildes ständig kleiner und qualitativ schlechter geworden. Dieser Mangel wird mit der sogenannten Hege ausgeglichen, zum Schaden von Land- und Forstwirtschaft.

Mit der Niederwildhege konnten wir in den vergangenen Jahrzehnten nur bescheidene Erfolge erzielen, aber bei der Schalenwildhege waren wir hocheffizient, weil die Gier nach kapitalen Trophäen die vermögenden Jagdherrn bis heute noch beflügelt. Es darf uns daher nicht wundern, dass in zahlreichen Jagdgebieten die Schalenwildpopulationen und die Wildschäden noch immer viel zu hoch sind, ja sogar weiter zunehmen. Gesteigerte Wildschäden, hohe Kosten und wenig „Jagdgenuss", was hat der Schütze von der kapitalen Trophäe? Anscheinend nur einen Imagegewinn. Es ist da wohl so ähnlich, wie wenn manche unserer komplexbehafteten Zeitgenossen ein Ehrendoktorat von einer südamerikanischen bzw. asiatischen Universität kaufen oder als Honorarkonsul eines kleinen Entwicklungslandes mehr Achtung erlangen wollen. Ich möchte nicht falsch verstanden werden, denn ich habe nichts dagegen, wenn die Jäger Erinnerungsstücke – von schwach bis kapital – schätzen und aufbewahren. Solche Trophäen erinnern an schöne, schwierige, gefährliche und sonstige Jagderlebnisse. Abwegig wird es nur, wenn die Geweihe, Gehörne, Bärte, Bälge und Decken vermessen und bewertet werden.

Kapitale Trophäen sind dagegen ein Weiser für die Qualität ihrer Erleger: Entweder verfügen diese über zu viel Macht, als Beispiele darf ich Kaiser WILHELM II., Reichsjägermeister Hermann GÖRING oder verschiedene Machthaber in kommunistischen Oststaaten anführen. Oder diese Weidmänner verfügen über zu viel Geld, als Beispiel darf ich den deutschen Baron anführen, der am 1. September 2005 im Revier Elen nahe der Stadt Etropole in Bulgarien den Hirsch „Burlai" erlegte. Das Geweih des ungeraden 42-Enders hatte ein Gewicht von 18,5 kg und wurde vorerst mit 279,79 CIC-Punkten bewertet. Eine CIC-Kommission vermass die Trophäe nochmals und kam auf 278,03 Punkte.

Zum Glück für unzählige Neider hat man die Bewertung später annulliert, da sich herausstellte, dass Burlai aus einer Hirschzucht auf einem Kärntner Bauernhof stammte und später – nach einigen Zwischenlandungen in kleinen Gattern – zur Exekution nach Bulgarien verfrachtet wurde. Dieses „jagdliche Erlebnis" soll den Herrn Baron 63.000 € gekostet haben. Ernst TATSCHL, der Züchter des Rekordhirsches, macht deutlich, was diese abwegigen Bewertungen bewirkt haben: „Wenn man als Bauer Lebensmittel produziert, kann man nicht wirklich davon leben. Wer was verdienen will, muss dort ansetzen, wo Leute ihre Hobbys haben." Das Hobby Trophäenjagd verursachte eine der schlimmsten Entartungen der Jagd.

Wenn wir verhindern wollen, dass sich die Jagdgegner in Europa weiter durchsetzen, damit wir nicht bald jagdliche Verhältnisse wie in Belgien oder in den Niederlanden erreichen bzw. das Weidwerk insgesamt verboten wird, dann sollten wir die Trophäenbewertungen rasch verbieten. Wer dann bewertet oder bewerten lässt, sollte für zehn Jahre die Jagdkarte verlieren und anschließend – nach einer jagdökologischen Nachschulung – erneut zur Jagdprüfung antreten müssen. Damit könnte man durchaus viel erreichen: Biotophege statt Trophäenproduktion, keine Trophäenschauen mehr (das sind entbehrliche Märkte der Eitelkeit, die heute ganz verschämt Hegeschauen heißen), weniger Fütterungen und viel geringere Wildschäden, keine Wahlabschüsse und damit ein viel geringerer Jagddruck, keine unverschämten Abschussgebühren und Pachtpreise, man könnte bald auf die Abschusspläne verzichten, viele Jagdgatter würden von selbst verschwinden, kurz gesagt: Es könnte einfacher und billiger werden! Vermutlich könnten wir dann auch das Schwarzwildproblem und jenes mit den Jagdgegnern bald in den Griff bekommen. Welch ein schöner Traum! ■